

Kühne Antworten auf das große Warum

Er gilt als der letzte Universalgelehrte und war seiner Zeit weit voraus. Vor genau 300 Jahren, am 14. November 1716, starb Gottfried Wilhelm Leibniz.

Von Christian Heidrich

Ein Metaphysicus war er im höchsten Grade, und wie sollte dergleichen ein Mann nicht sein, dessen Verstand sich auf alles erstreckt? Diese rhetorische Frage stellte Bernard le Bovier de Fontenelle, der Sekretär der Pariser Akademie, in seiner Lob- und Gedenkrede, die er im November 1717, genau ein Jahr nach Leibniz' Tod, hielt. Knapp zwanzig Jahre zuvor hatte die *Académie des Sciences* den deutschen Philosophen, Mathematiker und Wissenschaftsorganisator als ersten Ausländer zum korrespondierenden Mitglied ernannt. In der Tat: Leibniz war ein „Metaphysiker“, genauso wie sich sein Intellekt auf „alles“ zu erstrecken schien – und das mit Beständigkeit. „Mir kommen häufig morgens, wenn ich noch eine Stunde im Bett liege, so viele Gedanken, dass ich den ganzen Morgen, manchmal den ganzen Tag und mehr benötige, um sie mir durch Aufschreiben klar werden zu lassen.“ Das notierte Leibniz auf einem der Blätter, die er ununterbrochen zu schreiben und umzuschreiben pflegte.

Die Früchte dieser Gedanken sind, 300 Jahre nach seinem Tod, noch nicht einmal vollständig in die Scheunen der Kulturgeschichte und der Wissenschaften eingefahren. Bis zum Jahr 2055 soll die Edition des Gesamtwerkes dauern, der zuletzt publizierte Briefband ist 966 Seiten stark. Er enthält einen vergleichsweise übersichtlichen Teil der Korrespondenz von Leibniz: nur die historisch-politischen Briefe und nur solche vom Oktober 1704 bis Juli 1705. Nicht zufällig ging das rastlose Genie als „letzter Universalgelehrter“ in die Geschichtsbücher ein (vgl. hierzu die Rezension der Leibniz-Biografie von Eike Christian Hirsch in BdG, 43/2016, S. 469).

Der metaphysische Leibniz

Wer den „metaphysischen“ Leibniz kennenlernen möchte, der gerät sehr schnell an die allergrößten Fragen, die nicht selten erst durch seine griffigen Formulierungen einem breiten Publikum zugänglich wurden. „Warum gibt es überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?“, fragte Leibniz in seiner Schrift „Auf Vernunft gegründete Prinzipien der Natur und der Gnade“ von 1714. Der sperrige Titel zeigt, dass Leibniz' metaphysisches Denken stets im *Zusammenhang* geschah. Logisches und Theologisches, Philosophisches und Mathematisches, Naturwissenschaftliches und Moralisches trennte Leibniz keinesfalls. Warum sollte er auch, wenn er davon überzeugt war, dass sich Welt und Leben nicht einem undurchsichtigen Zufall verdanken, sondern vielmehr einer ursprünglichen Einheit, einem heiligen Willen? Dabei beruht die Metaphysik im *Zusammenhang* nicht auf einer laienhaften Vermengung einzelner Wissensgebiete. Es ist gerade

das Faszinierende am „göttlichen Leibniz“ (Golo Mann), dass er auf unterschiedlichen Feldern Erstrangiges geschaffen hat und nicht selten Gedankengänge skizzierte, deren Gültigkeit sich – in Mathematik, Logik oder Computerwesen – erst Jahrhunderte später erwiesen hat. Auch die Frage nach dem *Grund des Seins* wurde in der Moderne von dem deutschen Philosophen Martin Heidegger (1889–1976) wiederbelebt und den „Metaphysik“-Vorlesungen als ein *Basso continuo* unterlegt.

Leibniz selbst stellte dieser Frage sein „großes Prinzip“ voran, „welches besagt, dass nichts ohne zureichenden Grund geschieht, das heißt, dass nichts geschieht, ohne dass demjenigen, der die Dinge genügend kennt, möglich wäre, einen Grund anzugeben, der zur Bestimmung genügt, warum es so und nicht anders ist“. Der Satz vom zureichenden Grund weist zunächst auf den Rationalisten Leibniz hin, auf den Denker, der davon überzeugt war, dass die gesamte Welt „vernünftig“ und erkennbar ist. Das ist festzuhalten, denn es zeugt von einem Vertrauen in die menschliche Vernunft, das wenig später kaum noch aufrechterhalten und sich im – nicht nur metaphysischen – Skeptizismus auflösen wird.

Ausgriff auf das Absolute

Für Leibniz existierte zudem kein Abgrund zwischen der Wissenschaft und der religiösen Überzeugung. Die „wundervollen Entdeckungen der natürlichen Wahrheiten sind ebenso viele hervorragende Loblieder, gesungen zum Lobe Gottes“, stellte er 1691 gegenüber dem französischen Naturforscher und Erfinder der Wasserwaage, Melchisédech Thévenot, fest. Natürlich war ihm bewusst, dass sich die Gesetzmäßigkeiten der Natur auch „mechanisch“ erklären lassen, doch daraus ergibt sich kein „Warum“, und diese Option widersprach seinen tiefsten Überzeugungen. „Beweise in der Gottesfrage zu entwickeln, an der Harmonie der Welt teilzuhaben, den Aufbau des Universums und die Naturgesetze einigermaßen zu erkennen“, das ging bei Leibniz Hand in Hand.

Die Frage nach dem „zureichenden Grund“ des Seins beantwortete Leibniz traditionell und unüberholbar zugleich. Die Reihe der weltlichen, der zeitlichen Gründe, so führte er aus, könne nicht wiederum im Weltlichen und Zeitlichen verankert sein. Der Urgrund müsse sich „in einer Substanz finden, die seine Ursache wäre und die ein notwendiges Sein wäre, welches den Grund seiner Existenz mit sich trüge. Andernfalls hätte man noch keinen zureichenden Grund, bei dem man enden könnte. Und dieser letzte Grund wird *Gott* genannt.“ Es ist bekannt, dass die Philosophengenerationen nach Leibniz, allen voran Immanuel Kant, dieser Antwort nicht mehr folgen konnten oder wollten. Den Ausgriff auf das Absolute sahen sie durch keine plausible, sinnenhafte Erkenntnismöglichkeit gedeckt. Ob sie wohl den „Frühaufklärer“ Leibniz überzeugen könnten? Zumindest würden sie einem dialogischen, stets sprachsicheren Denker begegnen, dem die Metaphysik „weniger eine Sache der Lehre als des Gedankenaustauschs“ (so

der Philosophiehistoriker Ulrich Johannes Schneider) war. Eines nachhaltigen und wohlbegründeten Gedankenaustauschs, muss man hinzufügen. Einer Kommunikation, die keine Kühnheit scheut, aber gerade deswegen sorgfältig und unterscheidend argumentiert.

Genauso kühn wie Leibniz' Frage nach dem Warum des Daseins erscheint auch sein Versuch über die „Theodizee“, seine „Rechtfertigung Gottes“ angesichts des in der Welt vorfindbaren mannigfaltigen Übels. Leibniz wollte das Faktum des Übels selbstverständlich nicht bestreiten, und das nicht nur, weil er 1646 in Leipzig geboren wurde, in der Endphase des Dreißigjährigen Krieges, der so viele Landstriche Europas zu Wüsteneien machte und zeigte, dass der Mensch dem Menschen tatsächlich ein grausamer „Wolf“ sein kann. Auch seine eigene Biografie war von zahlreichen Fehlschlägen durchwirkt, von Plänen, die sich nicht verwirklichten, und Hoffnungen, die sich als Illusionen erwiesen. Dennoch wagte es Leibniz, unsere Welt als „die beste aller möglichen“ zu bezeichnen. Zunächst deswegen, weil die Welt ihren Grund im göttlichen Willen besitzt und dieser sich nicht anders als *gütig, weise und mächtig* auffassen lässt. Wenn Gott aus unzähligen Möglichkeiten genau „diese“ Welt wählte, dann „muss“ diese auch die beste aller möglichen sein! Legendär wurde der Spott, den der Philosoph und Schriftsteller Voltaire in seinem 1758 verfassten Roman „Candide“ über den „Optimismus“ von Leibniz ausschüttete. Zeige nicht bereits der Blick auf einen beliebigen Abschnitt der Geschichte, wie weltfern und vermessen das Wort von der „besten der Welten“ sei?

Ein Verteidiger Gottes

Diese Kritik mag historisch oder psychologisch nachvollziehbar sein. Sie übersieht jedoch den Charakter des Leibniz'schen Arguments, das ein theologisches und zugleich ein mathematisches ist. Der Autor der „Theodizee“ verschloss nicht die Augen vor den grausamen Tatsachen unserer Welt – und wurde dennoch zu einem „Verteidiger Gottes“. Zum Verteidiger einer Weltkonstruktion, die von einer ungeheuren Vielfalt, Dynamik und Freiheit geprägt ist. Man möge ihm zwei Blätter eines Baumes bringen, die einander völlig gleichen, forderte der Gelehrte einmal die Hannoveraner Hofgesellschaft auf. Das schien ihm erfahrungsgemäß unmöglich, und so bedachte und bestaunte er zeitlessly die Mannigfaltigkeit der Phänomene und die Effektivität der ihnen zugrundeliegenden „Prinzipien“. Die positive Gesamtbilanz der Weltveranstaltung, davon war Leibniz überzeugt, ist – nur – aus der göttlichen Perspektive möglich und auch sicher. Uns aber ist das Nachdenken, das beharrliche Fragen und Forschen aufgetragen. So können wir beispielsweise über das gefährliche Geschenk der Freiheit nachsinnen. Ein nicht unwesentlicher Teil des Übels in der Welt geschieht durch den Missbrauch der Freiheit. Das darf man bedauern und für einen „Fehler im System“ halten. Leibniz würde aber nach der Alternative fragen: Wäre →